Was?

ORTSTERMIN: In Nürnberg verständigt sich die Internationale der Hörgeräteakustiker über die Zukunft von Ohr und Gesellschaft.

Zu Beginn seines Fachvortrags „The answer is blowing in the wind“ tippt Dr. Matthias Latzel, Audiologe aus Stäfa in der Schweiz, zweimal kurz gegen das Mikrofon: „Hören Sie mich?“ Grundfrage jeder Kommunikation, Kernsatz des Sozialen. „Schön“, sagt der Referent dann und fängt an, über Phantomgeräusche und algorithmische Lösungen zu sprechen.

Von hinten, wo es Kaffee gibt, klirrt Geschirr, wird plötzlich laut gelacht, gemurmelt, gerufen, und es klingelt. Aber darum geht es ja schließlich beim 58. Internationalen Hörgeräteakustiker-Kongress, in den Nürnberger Messehallen 4 und 4a.

Zwei ganze Hallen für Geräte in der Größe eines Tampons oder einer Rosine, „IdO“ oder „HdO“, im Ohr getragen oder hinter dem Ohr. Die Qualität der Kataloge, das kostspielige Design der Messestände und Hostessen legen nahe, dass hier keine Krisenbranche tagt, im Gegenteil. Hörgeräteakustiker haben allgemein den Ruf, hilflosen Pensionären teures Hightech hinter die Ohren zu schwatzen, („so ’n Tüddelütt“, Helmut Schmidt), das dann sowieso bald in der Nachttischschublade verschwindet oder im Abfluss der Dusche.

Das sei natürlich Unsinn, Ausdruck eines ebenso weitverbreiteten wie bedauerlichen „Unterschätzens unseres Hörsinnes“, so Rainer Hüls, jener Mann, der am 12. Juni 1997, „einem sehr warmen Sommertag“, auch den Altkanzler Helmut Schmidt zum Tragen eines Hörgeräts brachte. Hüls, ein Hamburger, der trotz seiner 66 Jahre weder Brille noch Hörhilfe trägt, ist seit 35 Jahren im Gewerbe und gilt spätestens seit seiner Studie „Die Hand am Ohr“ als der Tacitus der Hörgeräte-Geschichtsschreibung.

Hüls läuft durchs Messegedränge am Stand einer Firma vorbei, die Schwingungen über den Schädelknochen überträgt (Werbung: „Nice to hear You again“), und erklärt die Komplexität des Schalls: „Alles passiert im Gehirn. Wir können 50 Wortanteile pro Sekunde unterscheiden. Wir erkennen Amplitude, Frequenz, Richtung, Bedeutungsanalyse, alles innerhalb weniger Millisekunden, und das auch in schwierigsten Baumverhältnissen.“

Wie bitte?

Er hebt die Stimme etwas: „Raumverhältnissen.“ Konsonanten sind schwierig; die Zischlaute verblassen als Erstes mit den Jahren. Sie entstehen im höheren Frequenzbereich, und die dafür zuständigen Sinneshärchen im Innenohr erschlaffen. Man hört nicht mehr alles, und die Empfindlichkeit für Krach nimmt zu. Unangenehm, aber nicht so tragisch wie schlechtes Sehen. Es geht auch ohne.

PETER ROGGENTHIN / DER SPIEGEL

Ausstellungsstück auf Kongress: *„Blowing in the wind“*

Deswegen, sagt Hüls, brauche zwar jeder 5. Deutsche ein Hörgerät, aber nur jeder 15. trage auch eines. „Das ist gefährlich, weil man das Hören auch verlernen kann. Da verkümmern Strukturen im Gehirn.“

Leider, so Hüls, sei es immer noch ein Stigma, ein Hörgerät zu tragen. Ein Ausweis des Alterns, trotz Imageträgern wie Jodie Foster oder Christoph Waltz.

Als Rettung für die Branche naht eine Generation der Headbanger, Death-Metal-Genießer und Techno-Night-Gewohnten, die mit Knopf im Ohr aufgewachsen sind. Jeder vierte Jugendliche hat einen nicht heilbaren Hörschaden. Zum Glück hat diese Generation auch ein anderes Verhältnis zu Körperschmuck. Und verfügt manchmal über neue Platzierungsorte. Eine Firma aus Bern präsentiert centgroße Geräte für das gedehnt gepiercte Ohrläppchen.

Sorgen hat die Branche trotzdem. Leider hat es das Jahr 2009 gegeben. Da hat das Bundessozialgericht entschieden, dass ein Kassenpatient Anspruch auf „möglichst vollständigen Behinderungsausgleich“ hat. Alles Lobbying hat nicht geholfen. Vom 1. November 2013 an muss die Industrie auch digitale Wundergeräte für höchstens 785 Euro anbieten.

Wie bitte? Da lohnt sich das Geschäft ja kaum noch. Die ganze „Blowing in the wind“-Forschung von Dr. Latzel und Kollegen. Also muss ein Premium-Markt her.

Unter dem Slogan „Intelligent Ears“ zeigt der Bundesverband der Hörgeräteindustrie, was alles möglich ist, dort, wohin sonst nur Wattestäbchen reichen. Da kommunizieren rechtes und linkes Hörsystem, wird das Wort von Türgeknalle und Musik unterschieden und entsprechend weitergeleitet, gibt es adaptive Orientierung, drahtlose Anbindung ans Handy oder an den Fernseher, Windgeräuschunterdrückung und „Nano-Coating“ gegen Nässe oder Schmalz. „Zehn Millionen Transistoren, und das bei 0,9 Volt!“, sagt Rainer Hüls, und es klingt so, als seien Hörgeräte das, was in den Sechzigern die Raumfahrt war.

„Komfortlösungen für besondere Ansprüche. In die Richtung geht es“, sagt Hüls und reicht die Hand.

Seit zwei Jahren präsentiert sich die Hörgeräteindustrie auf der Berliner Funkausstellung. Dort öffnet sich ein neuer Markt: das Hörgerät nicht als Ersatz-, sondern als besseres Ohr, das in der Lage ist, einem die Zumutungen des Alltags auf intelligente Weise vom Leibe zu halten und Straßenlärm, Supermarktgedudel und dummes Gequatsche herauszuhören und zu dämpfen.

Alexander Smoltczyk